

quetschen mußte. Ich konnte alles, weil ich es wollte!“ Er wendet sich dagegen, daß man die Kunst seiner Spätzeit mit „Virtuosität“ bezeichnet: „Krankheiten, eine linksseitige Lähmung, wie ein ungeheures Zittern der rechten Hand, durch Anstrengung mit der Nadel verstärkt und durch frühere Exzesse von Alkohol hervorgerufen, verhinderten schon eine handwerkliche kalligraphische Mache in meinen Arbeiten. Ein fortwährendes Streben, mein Ziel zu erreichen, das ich in dem Grade niemals erreichte, hat mein Leben vergällt, und jede Arbeit endete mit Depressionen, dieses Leben noch weiterführen zu müssen.“

Er zerstört den Glauben der Mitmenschen, daß er „ein Sonntagskind“, daß er glücklich gewesen sei. „Wie ich dazu gekommen war, zu dieser Charakteristik, mag Gott wissen. Ich weiß das nicht. Es sei denn ein höhnisches Gelächter, welches ich anzuschlagen beliebte, wenn es mir recht blöde vorkam, und meine fletschenden Zähne leuchteten im viereckigen Maul, welches meine Kollegen in München Quadratmaul, auch Briefkasten zu nennen liebten. Da die Menschen blindlings hinnehmen, was ihnen geboten wird, so dachte man, ich wäre vergnügt und ein lachender Philosoph. Und doch bin ich im Leben stets unglücklich gewesen. Anfangs gleich der heim-

liche Krieg meiner Stiefgeschwister gegen mich, ein fortwährendes Streiten und Zanken, warum sie keine Schulbildung gehabt hätten, selbst heimliche Nachstellung gegen mein Leben. Diese Situation aus meiner Kindheit ist bis heute in mir geblieben. Dazu kam ein verneidetes Gemüt gegen heitere Erscheinungen oder besseres Können. Ein brennender Ehrgeiz hat mich stets gequält. Es ging kein Tag fort, an dem ich nicht mein Leben verfluchte und beenden wollte; aber ich will auch nicht verheimlichen, daß das Schicksal mir eine Spannkraft mit auf den Weg gegeben hatte, welche mich das Böse überwinden ließ, und dann lächelte mir die Sonne heiter.“ „Ich kann wohl sagen,“ bekennt er an anderer Stelle, „seit meiner Kindheit war ich von schwerster Melancholie heimgesucht. Es ist kein Tag vergangen, an welchem ich es nicht besser fand, aus diesem Leben zu verschwinden. Nur eines war der Unterschied: ich habe es nicht getan. Ich fürchtete, es später bereuen zu müssen. Deshalb vermied ich jeden Besitz von Waffen, Revolver, Dolch. Auch Rasiermesser habe ich nie besessen aus dem einzigen Grunde, ich wollte mich niemals hinreißen lassen, etwas in der ersten Aufwallung zu tun, was nicht richtig war . . .“

Die Sammlungen der Wiener Nationalbibliothek.

Die Sammlungen der Wiener Hofbibliothek, die nach dem Umsturz aus kaiserlichem Besitz in den des Staates übergegangen sind und den Namen Nationalbibliothek erhielten, dürfen in ihrem Ursprung auf Maximilian I. (1493 bis 1519) zurückgeführt werden, der seine Bücherei von den Humanisten C u s p i n i a n und C e l t e s verwalten ließ. Als eigentlicher Begründer der Bibliothek, „der Palatina“, darf aber erst M a x i m i l i a n II. (1564 bis 1576) angesehen werden. Unter seiner Regierung und der seines Nachfolgers R u d o l f II. (1576 bis 1612) wurden die Bestände eifrig vermehrt. Der Leiter der Bibliothek, der gelehrte B l o t i u s, scheint es in meisterhafter Weise verstanden zu haben, der Sammlung Schätze aus aller Welt, aus privaten und klösterlichen Bibliotheken zuzuführen, so daß er mit Stolz zu Ende des 16. Jahrhunderts die Palatina mit der Vaticana oder der Laurentiana vergleichen konnte. Trotz der ruhiger Kulturarbeit durchaus ungünstigen Periode des 30jährigen Krieges, waren die Bestände der Bibliothek durch Legate, Widmungen und Tauschverkehr derart angewachsen, daß sie unter der Regierung L e o p o l d s I. (1658 bis 1705) von ihrem bisherigen Standort im Minoritenkloster in größere Räume übertragen werden mußte, die sich gegenüber den jetzt noch bestehenden Schatzkammern befanden. K a r l VI. (1711 bis 1740) war gleich seinem Vater von großem Sammeleifer erfüllt, er konnte seiner Bücherei spanische und neapolitanische Bibliotheken, sowie die kostbarste und umfangreichste, die des Prinzen E u g e n hinzufügen. In der josefinischen Epoche wurde in der Hofbibliothek durch eine Anzahl von Beständen aufgehobener Stifte und Klöster erweitert. Am Anfang des 19. Jahrhunderts erhielt sie einen großen Zuwachs durch den größten Teil der Werke aus dem sekularisierten Erzbistum S a l z b u r g.

Daß die Palatina unter sämtlichen Bibliotheken der Welt einen allerersten Platz einnimmt, ist in erster Linie auf ihren ganz einzig dastehenden Schatz an Handschriften und Inkunabeln zurückzuführen. Welche Kleinodien hier an spätantiken und frühmit-

telalterlichen Buchmalereien verwahrt werden, welche Unika armenischer, syrischer, äthiopischer und slawischer Herkunft die wohlverwahrten Schränke bergen, kann an dieser Stelle nicht aufgezählt werden. Nur auf einige Zimelien sei hingewiesen: Eine aus F u g g e r s c h e m Besitz stammende Handschrift, die sogenannte „Wiener“ Genesis (erstes Buch Mosis), ist in griechischer Sprache mit Silber auf purpurgefärbtes Pergament geschrieben. Das Werk gibt vermöge seiner Malerei einen deutlichen Begriff der spätantiken impressionistischen Kunst. Im 5. Jahrhundert nach Christo entstanden, dem ägyptisch-syrischen Kunstkreis zugehörend, stellt es, von den Papyri abgesehen, eines der ältesten erhaltenen Bücher überhaupt dar.

Eine Handschrift des 6. Jahrhunderts, die ein Jahrtausend später aus Konstantinopel an den Wiener Hof gelangt ist, enthält naturalistisch getreue Abbildungen von Arzneipflanzen, denen der Arzt D i o s c o r i d e s einen erläuternden Text hinzugefügt hat. Goldschrift auf Pergament zeigt ein Psaltertum, das von Karl dem Großen 795 dem Papste H a d r i a n I. gewidmet wurde. Der für die höfische Kultur des 14. Jahrhunderts aufschlußreiche „Roman de la Rose“ offenbart das Formempfinden nordfranzösischer Hochgotik. In Wien selbst wurde gegen 1400 für A l b r e c h t III. eine Handschrift von auserlesenster Kunstfertigkeit hergestellt, die ebenbürtig neben den Meisterwerken französischer Miniaturisten genannt werden kann.

Als Vorläufer des Typendruckes ist ein B l o c k - d r u c k von Interesse, der aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammt und als südwestdeutsche Arbeit bezeichnet werden darf. Dem Theologen geläufige, symbolische Illustrationen des Glaubensbekenntnisses werden mit lateinischem Text verbunden.

Der zielsicheren Führung des Direktors Hofrat Dr. Josef B i c k sind in der nunmehr „Nationalbibliothek“ gewordenen Sammlung eine Reihe begrüßenswerter Neuerungen zuzuschreiben. Nur einige mögen